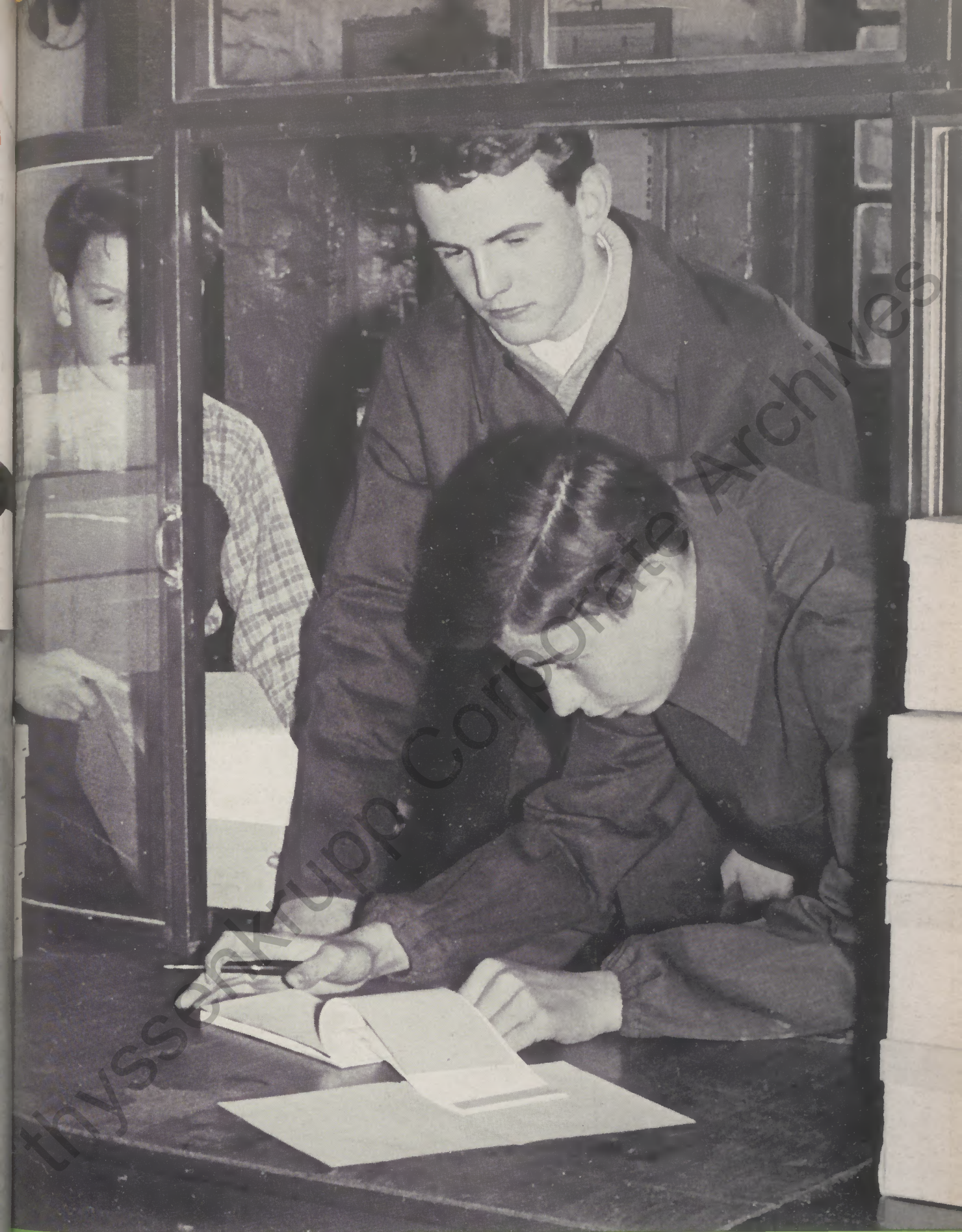






Alle Jahre wieder gibt es einen 1. Mai und alle Jahre wieder schreiben wir in den Werkmitteilungen über diesen 1. Mai ... Dabei wissen wir ganz genau, was es mit dem 1. Mai, dem Weltfeiertag der Arbeit, auf sich hat. Wissen wir es wirklich? Es hat sich zwar herumgesprochen, daß 1889 in Paris ein erster Internationaler Kongreß der Arbeiterorganisationen stattfand, daß aus allen Ländern Delegierte zu ihren Kollegen sprachen und daß sie von erschütterndem Elend berichten mußten. Von da an gingen die Arbeiter an jedem 1. Mai auf die Straße und kämpften um ihre materielle Sicherstellung. Sie setzten sich für den Achtstundentag und für eine gerechte Bezahlung ein. Sie kämpften für Anerkennung der Gewerkschaften und soziale Gesetzgebung. Alle diese Forderungen wurden erfüllt. Heute steht die Gewerkschaft vor neuen Aufgaben und sie wird auch diese meistern — vorausgesetzt, daß die Jüngeren nicht den neuerdings bei uns Deutschen so beliebten „Ohne-mich-Standpunkt“ vertreten. Wenn der 1. Mai 1955 unter der Parole stand: „40 Stunden sind genug“ und es dieses Mal hieß: „Wiedervereinigung, Frieden, Freiheit und Sicherheit“, sind das weder leere Worte noch wirklichkeitsfremde Wunschvorstellungen. Die Zeiten haben sich geändert und mit ihnen die Gewerkschaften und ihre Forderungen: Sie wollen heute dabei sein, sei es durch das teilweise erreichte Mitbestimmungsrecht in den Betrieben, sei es in noch weiter gezogenem Rahmen. Daß wir satt sind, gut gekleidet und unsere eigenen Kultureinrichtungen haben, danken wir unseren Vätern. Man sollte jedoch nicht meinen, daß nichts mehr zu tun bliebe und daß wir auf den Lorbeeren der Vorfahren ausruhen dürften. Neue Zeiten stellen neue Aufgaben. Der 1. Mai ist kein Tag, an dem man morgens mit einer roten Blume im Knopfloch hinter der Werkkapelle hertrottet und nachmittags mehrere zuviel hinter die Binde gießt. Der 1. Mai ist ein Tag, an dem in der ganzen Welt nicht nur aus Traditionsgefühl marschiert wird, eben weil die Väter marschierten, sondern weil die Gewerkschaften und alle, die sie bejahen, an diesem Tag klar machen wollen, daß sie da sind, daß sie sehr gegenwärtig sind und daß sie ihre Aufgaben, wie immer sie liegen mögen, stets sehen werden — wenn ihnen nicht nur die Älteren, sondern auch die Jüngeren helfen, für die es ja glücklicherweise kein Kampf ums tägliche Brot mehr ist.



Zeigt her eure Füßchen

Zeigt her eure Schuh

Und stolz wie ein König zeigt man sie dann ja auch, die neuen Schuhe ... Sicherheitsschuhe mit Stahlkappe, die vor Zehenunfällen schützen. An seinem ersten Arbeitstag in unserem Werk hat jeder neue Lehrling erhalten.

Als man Lehrlinge noch ins kalte Wasser warf

Das Geschäft muß morgens um 6 Uhr prompt geöffnet werden. Es bleibt abends bis 9 Uhr offen. Der Laden muß gefegt und abgestaubt, die Lampen geputzt und die Schreibfedern gerichtet werden. Jeder Angestellte hat vor dem Frühstück je einen Eimer Wasser und einen Kohleneimer in den Laden zu bringen. Am Sonntag bleibt das Geschäft geschlossen. Ein Angestellter, der raucht, sich beim Barbier rasieren läßt oder zu Tanz- und anderen Vergnügungen geht, wird seinem Arbeitgeber sicher Anlaß geben, an seiner Redlichkeit zu zweifeln. Der Gehilfe hat jeden Sonntag die Sonntagsschule zu besuchen. Die Mußzeit soll mit Lesen verbracht werden ...

Vor 100 Jahren erließ ein Londoner Geschäft diese Regeln für seine Angestellten. Scheußlich, nicht? Die jungen Kaufleute der Hanse wurden am Ende ihrer — 10jährigen — Lehrzeit zu Pfingsten nackt ins kalte Wasser geworfen. Dem Gewerbelehrling „gerbte“ man die Haut. Mit den jungen Leuten wurde nach „ehrlich ausgestandener Lehrzeit“ manch' derber Schabernack getrieben. Mit der traditionellen Ohrfeige und dem Wort „Das leide von mir; wenn dir aber fürder ein anderer eine gibt, so wehre dich! Zieh' jetzt die Bubenschuh' aus und die Gesellenschuh' an, war der Lehrling „frei“ und „los“ gesprochen. Heute bleibt von einer Freisprechung ausschließlich das Gute: Eine Feier mit Geschenken. Unseren verflorenen Lehrlingen geht es jedenfalls so. Welch' eindrucksvolle Stunden haben Werkleitung und Betriebsrat den Jungen und Mädchen auch 1959 wieder in der „Wolfsschlucht“ bereitet! Üblich ist so

etwas durchaus nicht. Die meisten Lehrlinge übertreten sang- und klanglos die bewußte Schwelle ihres neuen Lebensabschnitts. Eigentlich sollten in diesen Maitagen die Lehrlinge erstmalig die Gebenden und nicht die Nehmenden sein. Aber der Jahrgang 1959 hatte weniger Knittelversreim-Fabrikanten, Musiker, Conférenciers und Sketch-Begeisterte als die vorhergehenden. Vielleicht aus Angst, etwas Ähnliches zu bringen wie die „Verflorenen“, resignierten die Diebstahl-jährigen. Etwas mehr Selbstvertrauen, meine Lieben! Manches ist stets anders. Außerdem haben die Leute das meiste schon wieder vergessen! Die Kaufleute der Hanse, die von ihren Vorgesetzten eben noch ausgepeitscht worden waren, servierte ihren Peinigern ein Essen, waren geschmeidig, freundlich und hilfsbereit — und hätten ihre blutenden Nasen und blauen Rücken lieber auf weiche Pfühle gepackt.



Immer mehr Geld verdienen

Aus Gesprächen mit unserem jüngsten Nachwuchs

Warum arbeitet ein junger Mensch, warum arbeiten wir alle?

Um unseren Beitrag zur Erzeugung lebensnotwendiger oder wünschenswerter Güter zu leisten und damit einer sittlichen Pflicht zu genügen? Um eine Beschäftigung zu haben? Oder schlicht und einfach, um Geld zu verdienen?

Also, ihr Erwachsenen, wie ist das? Kein falscher Zungenschlag und keine Phrase! In erster Linie wird doch gearbeitet, weil sonst der Beutel leer wäre — aber von den Jungen erwartet man pharisäerhaft, daß sie wegen der sogenannten sittlichen Werte, die in der Arbeit liegen, schaffen ...

Die jungen Leute sind nicht besser und nicht schlechter als die jungen Leute vor ihnen und in anderen Ländern. Unsere Jugend will etwas lernen. Sie will viel lernen, um viel Geld zu verdienen. Sie paßt nicht nur in der Lehre auf, sie besucht auch berufsbildende Kurse und Lehrgänge. Sie hat eine genaue Vorstellung von dem, was sie an ihrem Arbeitsplatz erreichen kann. Nun ist es durchaus nicht so, daß sie dieses „mehr“ nur erreichen will, um „mehr“ zu sein als andere und um sich mehr leisten zu können. Ihre Arbeit — das gilt für gewerbliche und kaufmännische Lehrlinge — ist das Zentrale in ihrem Leben.

Der Verfasser hat sich im Werk Reisholz mit jungen Kolleginnen und Kollegen zwischen 15 und 21 Jahren unterhalten. Von den Befragten steht die eine Hälfte hinter der Werkbank, die andere sitzt am Schreibtisch. Arbeiten, weiterkommen und Geld verdienen wollen beide Gruppen, wobei noch einmal zu betonen ist, daß den meisten Jugendlichen die Arbeit durchaus Freude macht, daß sie sie zwar als anstrengend, aber in den meisten Fällen auch als interessant empfinden. Diese Feststellung gilt auch für alle Untersuchungen außerhalb unserer Werkmauern. „Von einem Arbeitsethos im hergebrachten Sinn zu sprechen, ist heute nicht mehr möglich. Hier aber eine Tendenz der Menschen zum moralischen Verfall ablesen zu wollen, heißt die Bedeutung des Industrialisierungsprozesses außer acht lassen. Dafür den einzelnen verantwortlich machen zu wollen, bedeutet, die Wirkungen mit den Ursachen zu verwechseln.“ (Ulrich Lohmar: Profil der jungen Generation. Sozialer Fortschritt, 1954/3, S. 54. Verlag Duncker & Humblot, Berlin.) Die Jugend von 1959 arbeitet hart — um Geld zu verdienen und um sich mit diesem Geld „Freud z' mache“. Was die jungen Leute allerdings unter „Freud mache“ verstehen, das ist ein betrübliches Kapitel. Nachdem es um die Schund- und Schmutzschriften stiller geworden ist und auch der Heimatfilm ausgelitten hat, treten ähnliche „volkstümliche Unterhaltungsträger“ das Erbe an: Sekretärinnen eines sozialen Traum-

betriebes lächeln von der Leinwand. Der Mann am Schraubstock wird nicht für wert erachtet, seine markanten Züge einem markanten Publikumsliebhaber zu leihen. Man befaßt sich mit anderer Leute Sorgen, die gar keine sind, weil es solche Leute mit solchen Sorgen nicht gibt. Übrigens sitzt man ohnehin lieber vorm Fernsehapparat. Das ist bequemer, als sich erst ins Kino zu bemühen. Noch unbeliebter ist das Theater, weil das umständliche Vorbereitungen erfordert. Wenn die jungen Leute gehen — am liebsten in Klassiker — dann ist es allerdings ein Erlebnis. Mädchen und kaufmännische männliche Lehrlinge sind in dieser Beziehung mitunter etwas aufgeschlossener als gewerbliche Lehrlinge.

Problemliteratur und wirklich gute Bücher, „selbstgemachte“ nicht aus der Konserve bezogene Musik, das Durchsichtigmachen eines Problems in der Diskussion — das allerdings hat, so traurig es ist, im allgemeinen keinen Platz im Leben der berufstätigen Jugend. Nur ein kleiner Teil der Befragten liest den politischen Teil der Tageszeitung und hört politische Nachrichten im Funk. Lediglich die Fernsehteilnehmer lassen sich die „Tagesschau“ regelmäßig vorsetzen. Im allgemeinen wird behauptet, daß dem gedruckten und offiziell gesprochenem Wort doch nicht zu trauen sei. Hier kommt deutlich eine Unsicherheit gegenüber den Erscheinungsformen unserer Gesellschaft zum Ausdruck.

Unsere Jugend ist gut und tüchtig — aber sie möchte sich ganz und gar nicht engagieren. Bei einem zweistündigen Gespräch gewerblicher Lehrlinge im dritten Lehrjahr mit Direktor Best im Werk Reisholz kam das recht deutlich zum Ausdruck. Als die Jungen gefragt wurden, warum (wenn überhaupt) sie den politischen Teil der Zeitung läsen und zur Wahl gingen, da meinte ein 16-jähriger: „Man muß doch wissen, was los ist, die können doch nicht einfach machen, was sie wollen. Daß ich zum Beispiel zur Bundeswehr muß, da bin ich ganz und gar dagegen.“ Die Jungen sind wachsam. Das ist gut. Aber sie sind gern grundsätzlich dagegen und das ist weniger gut. Sie sind Individualisten, um nicht zu sagen, Einzelgänger. Sie stellen ihre Normen und ihre Wertungen ausschließlich für sich selbst auf. Sie passen auf, daß sie mit keinem in Konflikt geraten. Sie sind höflich und freundlich. Sie schließen jedoch keine Freundschaft — aber mitunter mit 18 Jahren die Ehe. Darum kann es auch keine „jugendgemäße“ Form der Freizeitgestaltung mehr geben. Alle Formen der Jugendbewegung haben bei den jungen Individualisten von heute ihre Gültigkeit verloren. Der moderne Mensch „gestaltet“ seine Freizeit nicht mehr. Er „empfängt“ sie. Das gilt für alle Bildungs- und Einkommensklassen. Die Vergnü-

gungsindustrie hat noch nie so gut verdient wie heute. Man kann darüber jammern. Aber besser läßt man das. Die Gesellschaft befindet sich in Umwandlung. Alte Bindungen lösen sich, neue sind noch nicht da. Bezeichnend ist die Scheu, über religiöse Bindungen zu sprechen. Die Institution wird oft abgelehnt. Ob eine geistige Bindung da ist, bleibt offen, zumal der Fragende behutsam vorgehen muß. Man weiß naturgemäß überhaupt nicht, ob ehrliche Antworten gegeben werden und ob das Vermögen, die rechte Antwort im rechten Augenblick zu geben, ausreichend vorhanden ist.

Der einzelne junge Mensch spürt eine Umwertung aller Werte sehr genau, wenn er auch keine Worte dafür findet. Die jungen Leute beherrscht mitunter ein starkes Unsicherheitsgefühl, das sie hinter Trotz oder scheinbarer Arroganz verbergen. Gern möchten sie einen Teil ihres Geldes — hinter dem sie doch so scharf her sind — hergeben, wenn sie sich innere Sicherheit dafür kaufen könnten — oder Sicherheit ihres

Arbeitsplatzes. Als in dem Gespräch mit Direktor Best den Jungen gesagt wurde, daß man manches Mal gemeinsam etwas tun müsse, um gemeinsam für jeden einzelnen etwas zu erreichen, da gab es große verständnislose Augen. Und doch sehnen sich diese Kinder — denn Kinder sind es ja die ins „feindliche Berufsleben“ hineingestoßen werden — sehnen sich in ihrem tiefen Inneren nach Mit- und Zusammenarbeit an einem größeren Ganzen. Dieses größere Ganze ist zunächst das Werk. Der junge Facharbeiter und der weibliche kaufmännische Nachwuchs, weniger die jungen kaufmännischen Angestellten, sind heute eher „werktreu“ als „berufstreu“. Was man hat, das weiß man, was man bekommt, das weiß man nicht. Junge Mädchen wollen zwar meistens heiraten und betrachten den Beruf nicht als Berufung, sondern als Job. Dennoch ist ihnen, wie oft betont, eine angenehme Arbeitsatmosphäre noch mehr wert als Geld. Sie sind in ihren geistigen und finanziellen Ansprüchen meistens bescheiden. Berufsbildende Kurse belegen sie nur, wenn sie sich von den gewonnenen Kenntnissen bald einen besseren Arbeitsplatz versprechen. Sonst lernen sie lieber kochen. Von den gewerblichen Lehrlingen will ein geringer Prozentsatz Ingenieur werden. Das ist dank des

Honnefer Modells kein finanzielles Problem mehr. Die meisten bleiben im Werk und versuchen hier vorwärtszukommen, um einen möglichst hohen Lebensstandard zu erreichen. Motorroller ist oft vorhanden. Bald soll es ein Auto sein. Mitte Zwanzig wird geheiratet.

Die kaufmännischen männlichen Lehrlinge sind teilweise aus Verlegenheit zu ihrem Beruf gekommen. Einige wären lieber weiter zur Schule gegangen und später zur Universität. Widrige Familienverhältnisse zwangen zum Geldverdienen. Man ist jedoch davon überzeugt, daß erst nach einigen Jahren im kaufmännischen Beruf (vielleicht) verdient wird. Das läßt die jungen Leute leicht unmutig werden. Sie neigen zu überspitzten Formulierungen, Kurzschlußhandlungen und Fehlentscheidungen. Vielleicht sind die Unruhigen gerade die Besten, vielleicht beherrscht sie aber auch nur eine Halt- und Ziellosigkeit, ein Sich-Interessantmachen und „das Spiel mit dem Kulturpessimismus“.

Die Mehrzahl der Lehrlinge bleibt den Werken erhalten und dient sich hoch. Da liegen Möglichkeiten, die von den Unternehmensleitungen noch nicht in jedem Falle klar erkannt sind: Ein tüchtiger Mitarbeiter, der den Betrieb in seinen Verästelungen kennt, weil er in den einzelnen Abteilungen selbst

gearbeitet hat, ist vielleicht mitunter einem qualifizierten Fremdling vorzuziehen, der nur von seiner hohen Warte aus urteilt. Die tägliche Bewußtmachung ko-operativer, also „mitarbeitlicher“ Bindungen ist eine zwingende Notwendigkeit moderner Betriebsführung. Die jungen Leute, die wohl nicht mehr „berufstreu“ aber „werktreu“ sein möchten, sind es ausschließlich, wenn sie schon als Lehrlinge erfahren durften, daß jeder Bontengang und jeder Handgriff wichtig für das große Ganze ist. Ein Lehrling, der einen eisernen Würfel kantengerecht und eben feilen soll, sieht keine Beziehung zum Ganzen. Ein anderer aber, der den Vierkantkopf des Verschlußstopfens für ein Gasrohr feilt, ist „mitten drin“ und fühlt sich nicht als Nummer, sondern als Teil des Werks, denn er weiß, daß irgendein Kunde einen Schraubenschlüssel hat, zu dem der Vierkantkopf des Verschlußstopfens passen muß.

Wir alle, ob jünger oder älter, arbeiten, weil wir Geld verdienen müssen. Aber wir arbeiten doch wohl auch, weil am Inhalt unseres Lebens ohne Arbeit etwas fehlen würde. Leben ist Arbeit, Arbeit ist Leben. Die Gleitmasse für beide sind Achtung und Zuvorkommenheit füreinander und untereinander. Und davon sollten wir alle mehr haben. Ursula Landgraf

Dipl.-Ing. Erhard Thon

ENGLISCHES MOSAIK

Wenn man Regen bildet man vor den Haltestellen Schlangen — und wartet. Meine in jahrelangem Umgang mit Düsseldorfer Verkehrsbetrieben gewonnene Praxis der „rationellen Ausfüllung öffentlicher Transportbehälter“ konnte in England nicht angewandt werden. Mir tat es anfangs immer weh, wenn ich die Busse, für meine Begriffe halb leer, abfahren sah. Nach englischer Auffassung waren sie aber besetzt. Es lohnt auch nicht, sich zu ärgern, der nächste Bus kommt schon zwei Minuten später und nimmt auch Sie mit. Das Personal ist lebenswürdig, die kleine Negerschafterin, die ich täglich in meinem Bus antraf, sagte: „Danke, Liebling!“ wenn sie mir die Fahrscheine reichte. Ich mußte lächeln, als ein Schaffner an einer Haltestelle ausrief: „Ihr müßt jetzt aussteigen, Mädchen!“ und sich drei würdige sechzigjährige Matronen mühevoll erhoben und dem Ausgang zustrebten. Es ist nicht üblich, die Zielhaltestelle anzugeben. Die Fahrpreise sind nach An-

zahl der Haltestellen im Preis gestaffelt. Man nennt den zu zahlenden Betrag und erhält seine Fahrscheine. Anfangs hatte ich die gewünschte Haltestelle angegeben. Was nun folgte, war furchtbar. Der Schaffner, ein bulliger Jamaika-Neger, grinst über das ganze Gesicht. Umständlich holte er aus irgendeiner inneren Rocktasche ein dickes Buch hervor und begann, darin fieberhaft zu blättern. Er schob seine Mütze hoch, seine Stirn, die er in tiefe Falten gelegt hatte, zeigte nach zwei Minuten die ersten Schweißspuren, seine Augen begannen zu rollen und seine wulstigen Lippen murmelten während der ganzen Zeit irgendwelche Sprüche. Schließlich grunzte er laut, klappte das Buch zu und gab mir für 7 Pence Fahrscheine. Erst als ich bei der zweiten Fahrt ähnliches erlebte — es war die gleiche Bahnstrecke — und das Resultat seiner Bemühungen waren dieses Mal 6 Pence — merkte ich, in welche Verlegenheit ich die braven Leute mit meiner dummen Fragerei

gebracht hatte. Wie ich später erfuhr, betrug der tatsächliche Fahrpreis für diese Strecke 8 Pence.

Überhaupt der englische Verkehr! Er fällt uns Deutschen besonders auf. Hupen ist verpönt. Die Autofahrer verständigen sich mit Handzeichen, ihre Umgangssprache untereinander unterscheidet sich grundsätzlich von unserer. Es gibt keine Schimpfworte, dafür umso mehr Redewendungen der Höflichkeit. So wie wir einen typischen Autofahrergruß haben, das Tippen mit





dem Zeigefinger an die Stirn, so hat man auf der Insel einen ähnlichen Gruß. Man legt zwei Finger an die rechte Stirnseite und nickt mit dem Kopf. Allerdings bedeutet dieses Zeichen: Ich danke Ihnen. Für die aussterbende Gattung der Fußgänger herrschen in England paradiesische Zustände. Auch bei stärkstem Verkehr können sie in Ruhe die Straße überqueren. Setzt man einen Fuß auf einen Zebrastreifen, dann ist man der König der Straße. Die englische Höflichkeit findet sich nicht nur im Verkehr, sie ist auch im allgemeinen Umgang anzutreffen. Bei englischen Behörden hat man tatsächlich das Gefühl, daß die Beamten Diener des Staatsbürgers sind.

Bei meinem Aufenthalt in einem großen englischen Edeltahlwerk — unge-

fähr 8000 Beschäftigte, Jahresproduktion über 400 000 t Qualitätsstahl — im Sheffielder Industriegebiet, fiel mir das gute Betriebsklima auf. Jene schmeichlerische Unterwürfigkeit untergeordneter Arbeiter und Angestellter gegenüber Vorgesetzten ist nicht anzutreffen. Die Grenzen der Persönlichkeit und Stellung sind klar gekennzeichnet und werden respektiert. Das Verhältnis zueinander ist fast kameradschaftlich. Beim Durchgang durch den Betrieb klopft der Direktor dem Assistenten auf die Schulter und fragt: „Wie geht es, Jim?“ Die anschließende Unterhaltung — die Pfeifen bleiben meist im Munde — ist zwanglos und natürlich. Man verabschiedet sich mit „Bye, Bye“ und Kopfnicken. Eine Szene, die in Deutschland ein Ereignis wäre („... und er hat sich sogar erkundigt, wie es

meiner Frau geht ...“) — in England gehört sie zum allgemeinen Tagesablauf. Daß wir derartige Szenen nicht in deutschen Betrieben sehen, liegt nur zum Teil an den Vorgesetzten. Der andere, vielleicht der größere Teil der Schuld, liegt bei jenen, die des Glaubens sind, sie müßten sich bei nächster Gelegenheit revanchieren und dem Chef auf die Schulter klopfen, möglichst in Anwesenheit vieler Arbeitskollegen, um zu zeigen, wie gut man sich mit „ihm“ versteht.

Wir Deutschen sind im Umgang mit Vorgesetzten entweder unterwürfig oder jovial. Das erste schlägt leicht in Haß um, das letzte in überhebliche Anbiederei. Wir sollten lernen, die Grenzen zu respektieren und natürlich zu bleiben. Dieses natürliche Respektieren der Persönlichkeit und des Menschen



Trostlos langweilige Häuserzeilen; grau, öde und häßlich... Ein Haus wie das andere, ohne Gesicht, ohne Eigenheit. Diese typische Arbeitersiedlung des englischen Sheffield könnte in jeder europäischen Vorstadt stehen.

Während der sogenannten Gründerjahre im vorigen Jahrhundert sahen alle Wohnhäuser so aus, die am Rande der Fabriken entstanden. Man baute große Werkhallen, aber man vergaß die Arbeiter.

Auch englische Werksiedlungen haben wie die deutschen gewöhnlich einen kleinen Gemüse- und Küchengarten mit einem Erdbeerbeet und dem Stall für die Kaninchen.



ist der Schlüssel zum guten englischen Betriebsklima. Man geht zum Beispiel gemeinsam den Weg zu den Kantinen, um dort das Mittagessen einzunehmen. Vor den Kantinegebäuden verabschiedet man sich, der eine geht in die Kantine für leitende Angestellte, der andere in die Angestellten-Kantine, der nächste in eine, die für untere Angestellte und Arbeiter bestimmt ist. Man geht seinen Weg ohne Murren, ohne neidischen Blick und ohne die bei uns übliche Redewendung: „Der ist ja auch was besseres.“ Die Mittagspause beträgt für die Angestellten eine Stunde, die Arbeitszeit liegt von 9 Uhr bis 17 Uhr. Samstags wird von 9 bis 12 Uhr gearbeitet. Die Büros sind klein und primitiv, nur bei den wenigen Neubauten findet man moderne Büroräume. Die Arbeit erfolgt ohne Hast mit einer fast stoischen Ruhe. Vormittags und nachmittags wird außerdem die traditionelle Tasse Tee getrunken und ein halbes Stündchen Zeitung gelesen. Im Vergleich zu Deutschland wird weniger gearbeitet, dafür etwas mehr verdient. Gewiß, England hat kein Wirtschaftswunder, man kennt aber auch nicht jenen rastlosen Mäntertyp, der zwischen dem 50. und 60. Lebensjahr zum Herztod verdammt ist. Die Aufstiegsmöglichkeiten sind mannigfaltiger als bei uns. Akademiker

sind rar, sie werden meist nur in der Forschung angesetzt. Jeder hat die Möglichkeit, in Abendkursen an der Hochschule einen Ingenieur- oder anderen Titel zu erwerben. Von den Werken werden diese Besuche gefördert, viele „Abendstudenten“ erhalten vom Werk Zuschüsse oder freies Studium. Die Absolventen dieser Kurse bilden die Masse der Betriebsingenieure, die viel zahlreicher als bei uns anzutreffen sind. In dem Stahlwerk, das ich besuchte, (5 SM-Ofen mit je 80 t, 2 Elektro-Ofen mit je 70 t, 2 Elektro-Ofen mit je 12 t) waren außer drei Tagesassistenten noch zwölf Schichtassistenten vorhanden. Die Werkleitung legt bei der Auswahl technischer Vorgesetzter nicht so starken Wert auf sachliche Fähigkeiten wie auf Führungstechnische. Das Vermögen, Untergebene richtig einzusetzen, zu behandeln und zu führen, wird stärker bewertet. Bei einer Unterhaltung mit Herren der Werkleitung wurde mir gesagt: „Wir sind der Meinung, daß es ein Zeichen von Schwäche, nicht von Stärke ist, wenn ein Vorgesetzter alles allein tut.“ Bei der Auswahl für eine Stellung ist der persönliche Eindruck maßgebend. Zeugnissen und Referenzen wird kaum Wert beigemessen. Jeder leitende Angestellte wird ein oder mehrmals im Jahr zu einem

„Interview“ gebeten. Bei Tee und Tabak unterhalten sich die Herren der Werk- und Konzernleitung in zwangloser Art über allgemeine und technische Probleme. So ein „Interview“, das oft einen ganzen Nachmittag dauert, dient zur Beurteilung und ständigen Überprüfung. Oft findet man die Söhne leitender Herren als Assistenten im eigenen Betrieb. Als ich meine Verwunderung darüber zum Ausdruck brachte, wurde ich aufgeklärt: „Gut, Sie in Deutschland stecken Ihren Sohn in den Betrieb eines Freundes, bei uns beginnt er im Betrieb des Vaters. Was glauben Sie, wer von beiden es schwerer haben wird? Wer von beiden wird kritischer beobachtet werden?“

Die Arbeiter sind nach Berufsgruppen gewerkschaftlich organisiert. Jede dieser Gewerkschaften steht als Einheit für sich da. Das führt oft zu Komplikationen. Um zum Beispiel Ofenmaurer in der Gießgrube einzusetzen, bedarf es einmal Verhandlungen mit dem Vertrauensmann der Maurergewerkschaft, zum anderen mit dem der Stahlarbeitergewerkschaft. Es muß geklärt werden, ob die „berufsfremde“ Arbeit zumutbar und betrieblich notwendig ist, und ob nicht den dafür normal eingesetzten Arbeitskräften Konkurrenz gemacht werden soll. Bei Verhandlungen, auch mit der Werkleitung,

Ein typisches englisches Landgasthaus an einer Autostraße. Geräumig wie ein großer Kasten und trutzig wie eine Burg steht es da — bereit, noch fünf Jahrhunderte zu überdauern, ein merkwürdiges Stilmisch mit Butzenscheiben.

Fotos: Verfasser



Typisch für England, alles zweistöckig, sogar die Straßenbahn. Vor vielen Jahren gab es das auch in Berlin im Sommerverkehr der Großen Berliner Straßenbahn-Gesellschaft, allerdings ohne Dach. Die Berliner fuhren dann oben „ufm Blumenbrett“.

erscheint in den meisten Fällen nur ein Vertrauensmann. Seine Arbeit wird in der Zwischenzeit von seinen Kollegen mitgemacht, die infolgedessen nichts von langen Sitzungen halten. Der Engländer liebt bei allen Diskussionen eine trockene Sachlichkeit, er vermeidet jede Abschweifung und führt geschickt das Gespräch zum Kern der Dinge.

Umkleideräume unseres Stils sind fast unbekannt. Wo ich sie angetroffen habe, wurden sie von den Arbeitern kaum benutzt. Man kommt in der Arbeitskleidung zum Werk, über der man jenen schmierigen Einheitsrenchcoat trägt, der überall anzutreffen ist. In einem alten Spind, der in einem Winkel der Gießgrube steht, oder an irgendeinen Nagel wird das gute Stück aufgehängt und schon ist man arbeitsbereit. Nach der Arbeit wäscht man sich in einem Eimer heißen Wassers, trocknet sich am Handtuch ab, das während der Arbeit als Schal um den Hals getragen wird, zieht seinen alten Rrenchcoat an und geht heim. Der Engländer als Einzelmensch ist frei von jedem Repräsentationsdrang, der bei uns Deutschen fast eine Sucht geworden ist. Als ich mich über die Primitivität der Büros eines Betriebschefs wunderte, fragte man mich: „Schätzen Sie in Deutschland den Wert eines Angestellten an dem Komfort seines Büros oder an seiner Leistung ab?“

Wir Deutschen haben eine andere Einstellung zur Arbeit. Wir sind viel enger

mit unserer Arbeit verbunden. Unser Arbeitsplatz ist für uns eine Art „zweites zu Hause“, unser Lebenselement ist eben die Arbeit. Daher der Drang, unser „zweites zu Hause“ angenehm zu gestalten. Der Engländer hat eine viel oberflächlichere Verbindung zu seiner Arbeit. Für ihn ist sie ein Mittel des Gelderwerbs, das Büro wird zum Handwerkszeug. Nach Dienstschaft schaltet er vollkommen ab. Auf der Heimfahrt sich etwa mit Kollegen über die Arbeit zu unterhalten, wäre für ihn undenkbar, kaum daß er sich überhaupt unterhält. Wenn der Engländer das Werkort hinter sich läßt, nur die großen Tore sind mit Pförtnern besetzt, die kleinen erlauben jederzeit ein- und auszugehen, ist er „private“, das heißt, er ist ein Privatmensch geworden. Als solcher interessiert ihn nicht, was die anderen Menschen rechts und links machen. Liebespärdchen liegen in zärtlicher Umarmung auf dem Rasen, die Menschen gehen nur wenige Meter entfernt vorbei. Auch nach dem Besuch englischer Kinos war mir klar, daß nur ein Teil der Zuschauer den Film sehen wollte. Vielleicht ist dies die Ursache, warum im Kino Erfrischungen gereicht werden und geraucht werden darf. Das Privatleben ist heilig, das Familienleben wesentlich ausgeprägter als bei uns. Samstag ist der große Tag der Woche, man geht „shopping“. Damit ist nicht nur „Einkaufen“ gemeint, sondern auch eine Art Stadtbummel. Der Vater schiebt

den Kinderwagen, seine Frau geht eingehakt daneben. Der Samstagmittag gehört dem Sport. Neben Fußball und Rugby erfreuen sich Kricket und Golf starker Beliebtheit. Abends geht es in eine „Pub“, so heißen jene typisch englischen Kneipen, die handwarmes Bier verkaufen. Sie sind von 18–22 Uhr geöffnet. Bestellen Sie nur wenige Minuten nach 22 Uhr ein alkoholisches Getränk, dann werden Sie höflich nach der Zeit gefragt. Als ich einmal sagte, es wäre zwei Minuten vor zehn Uhr, wurde mir lächelnd erwidert: „Schade, nach Ihrer Uhr dürfen Sie noch ein Bier trinken, nach meiner darf ich Ihnen aber keines mehr ausschenken.“ Die Kontrollen sind streng. Übertretungen haben den Entzug der Schanklizenz zur Folge. Kluge Leute holen sich kurz vor zehn Uhr einige Glas Bier als „Vorrat“. Um 23 Uhr werden die Lokale endgültig geschlossen. Auf dem Heimweg von der „Pub“ geht der Engländer gerne an einer der zahlreichen Fischbratküchen vorbei, die bis 24 Uhr geöffnet haben. Sheffield, eine Stadt von der Größe Düsseldorfs, besitzt keine Bar und kein Lokal, in dem nach 22 Uhr alkoholische Getränke erhältlich sind. Eine Ausnahme bilden zwei bis drei bessere Restaurants. Hier kann man bis 22.30 Uhr Getränke bekommen, aber auch nur dann, wenn man vorher dort zu Abend gegessen hatte. Die letzten Busse fahren kurz nach 23 Uhr. Wenige Minuten später ist die Stadt wie ausgestorben. Als ich einmal nachts zwischen ein und zwei Uhr einen nächtlichen Spaziergang nach der Stadtmitte und zurück unternahm, begegnete mir drei Menschen. Ich konnte sechs Fenster zählen, hinter denen noch Licht brannte. Seit dieser Zeit weiß ich, warum die meisten Kriminalromane in England spielen.

Der englische Sonntag ist eine Sache für sich. Außer Kirchen ist kaum etwas geöffnet. Auch die meisten Kinos sind geschlossen. Die sonntäglichen Hauptbeschäftigungen sind Rasenmähen,

Heckenschneiden und Autoputzen. Nachmittags geht's ins Grüne. Zur Teezeit ist man zurück. Wer dann durch die Straßen geht, findet eine ausgestorbene Stadt. Die Familie sitzt Tee trinkend im Eßzimmer am großen Tisch, der hinter dem Erkerfenster steht, das jedes englische Wohnhaus besitzt. Diese Wohnhäuser sehen alle gleich aus. Die einförmige Monotonie englischer Straßenzüge ist deprimierend. Selbst die zahlreichen Villenviertel machen einen gespensterhaften Eindruck. Hinter grauen Mauern und hohen Büschen stehen burgenähnliche Landhäuser mit schmalen Fenstern, verschnörkelten Fassaden, pomphaften Portalen — Dokumente einer Zeit, da britisches Bürgertum die Welt beherrschte. Auch das Innere englischer Wohnhäuser wirkt beklemmend. Das Festkleben an der Tradition führt oft zu grotesken Einrichtungskombinationen. Der offene Kamin ist in jeder Wohnung zu finden. Wer sich keinen leisten kann, kauft sich eine Blechimitation. Rotbeleuchtete gläserne Kohlen sorgen dann für die optische Illusion, elektrische Heizspiralen strahlen die Wärme aus. Das kostet fast zehnmal soviel als etwa bei uns ein elektrischer Heizofen gleicher Leistung. Der starke Hang nach Kitsch ist für den Durchschnittsgeschmack bezeichnend. So wunderte ich mich bei meinem ersten flüchtigen Gang durch die Stadt über die vielen Trödlernläden. Bei näherem Hinsehen entpuppten sie sich jedoch als Möbelgeschäfte. Diese altmodischen „neuen“ Möbel sind sehr teuer. Man beginnt zu begreifen, warum der Lebensstandard des Durchschnittsengländers nicht höher ist als unserer, obwohl er mehr verdient und die Grundlebensmittel billiger sind. Post-, Telefon-, Bahn-, Bus- und ähnliche Gebühren liegen oft 50 Prozent unter unseren Sätzen. Zum englischen Lebensstandard gehört jedoch ein eigenes Haus — Mietwohnungen sind fast unbekannt — und ein Auto. Der Kauf

eines Hauses und des teuren Grundstücks führt zu jahrzehntelangen Abzahlungen, die wesentlich höher liegen als bei uns eine entsprechende Wohnungsmiete. Beim Kauf eines Wagens muß eine Luxussteuer, die rund 20 Prozent des Kaufpreises beträgt, gezahlt werden. Das führt zu einer zwangsläufigen Abschöpfung des Mehrverdienstes. Außerdem spart der Engländer mehr. Er hat größeres Vertrauen zu seiner Währung. Man begreift das, wenn man sieht, daß Münzen aus dem Jahre 1870 noch gültig und im Umlauf sind.

So bringt jeder Tag eines Englandaufenthaltes eine Fülle neuer Eindrücke. Wer die Insel verläßt, wird die landläufige Meinung über Land und Leute geändert haben. Als nach fünfwöchiger Studienreise die weißgrauen Kreidefelsen von Dover am Horizont verschwanden, verstand ich, warum jener alte Spruch auch heute noch Gültigkeit hat, der da sagt: „Merry Old England!“ — „Glückliches altes England!“

Conti-Press



Schmiedestücke nicht gefragt

Die Absatzlage unserer Freiformschmiedestücke unter Berücksichtigung der westdeutschen Elektroindustrie

Seit geraumer Zeit bereitet uns der Absatz unserer Freiformschmiedestücke einige Sorgen. Die Geschäftsführung hofft, daß diese Absatzschwierigkeiten nur vorübergehender Natur sind. Begründung: Die westdeutsche Elektroindustrie, die wichtigste Abnehmergruppe für Freiformschmiedestücke, wird in den nächsten Jahren voraussichtlich eine günstige wirtschaftliche Entwicklung nehmen.

Im Jahre 1957 erzielte die westdeutsche Elektroindustrie mit 650 000 Belegschaftsmitgliedern einen Gesamtumsatz von 13,9 Milliarden DM. Im Jahre 1958 betrug die Wachstumsrate gut 11 Prozent gegenüber dem Vorjahr, während sich der Umsatz in der gesamten westdeutschen Industrie im Jahre 1958 nur um 2,8 Prozent gegenüber dem Vorjahr erhöht hat.

Wie sind nun die Zukunftsaussichten der westdeutschen Elektroindustrie einzuschätzen? Für eine solche Schätzung kann die Entwicklung der Stromerzeugung zu Grunde gelegt werden. Diese ist nach langjährigen Erfahrungen mit einer jährlichen Wachstumsrate von 7 Prozent einzusetzen, wenn das Bruttosozialprodukt jährlich nur um 3 Prozent steigt.

Wie sich aus langfristigen statistischen Zahlenunterlagen ergibt, entwickelt sich die elektrotechnische Produktion im Endergebnis genau so stark wie die Stromerzeugung. Im Vergleich zu 1936 erreichte die Stromerzeugung der Bundesrepublik 311 Prozent im Jahre 1955 und 373 Prozent im Jahre 1957. Die elektrotechnische Produktion stieg im Jahre 1955 auf 310 Prozent und im Jahr 1957 auf 365 Prozent an. Auch für die USA wird ebenfalls lang- und mittelfristig ein fast genau übereinstimmendes Wachstum der Stromerzeugung und der elektrotechnischen Produktion verzeichnet. Auf Grund dieser statistischen Berechnungen könnte man für die elektrotechnische Produktion in Zukunft eine jährliche Wachstumsrate von 7 Prozent annehmen.

Nun gibt es aber nach meiner Überzeugung für die westdeutsche Elektroindustrie Absatzgrenzen, einmal wegen der Zahlungsfähigkeit der Inlands- und Auslandskunden und dann im Hinblick auf den Arbeitsmarkt der Bundesrepublik (geburtenschwache Jahrgänge 1943 bis 1948). Deshalb möchte ich vorsichtshalber — im Gegensatz zu den statistischen Sachverständigen — für die nächsten 10 bis 12 Jahre (etwa bis 1970) die jährliche Wachstumsrate der westdeutschen Elektroindustrie nicht mit 7 Prozent, sondern nur mit 4 Prozent annehmen. Immerhin würde auch diese vorsichtig bemessene jährliche Produktionszunahme bedeuten, daß etwa im Jahre 1970 der Gesamtumsatz dieses Industriezweiges etwa 25 Milliarden DM betragen wird, und zwar ohne Berücksichtigung der Preiserhöhungen.

Im übrigen kann eine Konjunkturprognose für einen langen Zeitraum immer nur einen globalen Charakter zeigen, d. h. innerhalb dieses Zeitraums sind Unterschiede im Tempo und im Ausmaß der Entwicklung nicht zu vermeiden. Für die Lieferwerke der westdeutschen Elektroindustrie und damit auch für unser Unternehmen ist es wichtig, sich diesen Entwicklungsunterschieden anzupassen.

Es ist jedoch anzunehmen, daß in absehbarer Zeit die Werke der westdeutschen Elektroindustrie wieder angemessene Aufträge auf Lieferung von Freiformschmiedestücken erteilen. Auf lange Sicht wird sich die Nachfrage nach elektrotechnischen Investitionsgütern und nach elektrotechnischen Konsumgütern (Glühlampen, Kühlschränke, elektrische Bügeleisen und Rasierapparate, Küchenherde, Staubsauger, Waschmaschinen, Fernsehapparate sowie Leuchtreklamen) erhöhen. Der Mehrverbrauch an diesen elektrotechnischen Wirtschaftsgütern führt natürlich auch einen ständig wachsenden Stromverbrauch herbei. Dieser kann nur durch neue Stromerzeugungsanlagen, denen wir gern unsere Freiformschmiedestücke zur Verfügung stellen, gedeckt werden.

Hannover ist eine Reise wert

so kann man in Abwandlung der für Berlin geprägten Werbebeile wohl sagen. Über die in der niedersächsischen Landeshauptstadt alljährlich Ende April und Anfang Mai stattfindende Deutsche Industrie-Messe haben wir in früheren Ausgaben unserer Werkmitteilungen bereits berichtet. Mit baulichen Überbleibseln aus dem Kriege fing es an. Inzwischen sind auf dem hannoverschen Messegelände über 100 Mill. DM investiert worden, und zwar zu einem erheblichen Teil in dauerhafter Form, als das sonst geschieht. Die Geschichte dieser 100-Millionen-DM-Investitionen bedeutet die Durchsetzung einiger Grundsätze, die von

keinem anderen europäischen Messeplatz so konsequent vertreten werden:

- Hannover ist die Messe, an der sich nur Erzeuger selbst für den Verkauf ihrer Produkte beteiligen können.
- Hannover ist die Messe, die Aussteller einer Branche nur dann zuläßt, wenn der weitaus größte Teil der Branche sich beteiligt, so daß die Messe einen echten Überblick über das Angebot in dieser Branche bieten kann.
- Hannover ist die Messe, wo es nicht zunächst um das Verkaufen geht, sondern um das Gespräch. Gespräche über Konjunkturentwicklung, gemeinsames wirtschaftliches Planen stehen im Vor-

dergrund. Dazu müsse Hannover helfen, den Kontakt mit den Entwicklungsländern ständig zu halten und zu festigen. Das Ausstellen des Produktes und die Dokumentation der Leistungsfähigkeit der Firmen seien nur als Untergrund dieser „Messe neuen Stils“ zu betrachten.

Die Gespräche, die in Hannover geführt werden können, sind auch für uns ein wesentlicher Grund, Mitarbeiter aus allen Bereichen unseres Werkes zur Deutschen Industrie-Messe zu schicken, wenn wir selbst auch nicht ausstellen. Neben vielem gedruckten Informationsmaterial sind das wertvollste Rückreisegepäck die empfangenen Anregungen und neue Ideen für ein weiteres Arbeitsjahr daheim in Reisholz und in Oberbilk.

„Der trojanische Krieg findet nicht statt . . .“

... aber die Ruhrfestspiele 1959 finden statt und zwar im Schillerjahr schon vom 23. Mai bis zum 5. Juli. Schillers erstem Drama (Die Räuber) und seinem letzten (Wilhelm Tell) — Inzenierung Boleslaw Barlog (Schillertheater Berlin) und Karl Heinz Stroux (Düsseldorfer Schauspielhaus) stellen die Ruhrfestspiele Eigeninzenierungen von „Der trojanische Krieg findet nicht statt“ (Giraudoux) und „Der tolle Tag oder Figaros Hochzeit“ (Beaumarchais) gegenüber. Weiter soll des Schweizers Dürrenmatt neuestes Drama „Frank V.“ in Recklinghausen zur deutschen Erstausführung kommen. Außer einer Schillerfeier für die Jugend gibt es Veranstaltungen, die die Bedeutung des Historikers, des Geschichts- und Kulturphilosophen Schiller deutlich machen wollen. In einem dreistufigen Seminar für die Vorkriegs-, Kriegs- und Nachkriegsgeneration behandelt Prof. Dr. Eugen Kogon („Der SS-Staat“) „Die Bedingungen der Freiheit heute“. Daneben führt der Initiator der Ruhrfestspiele, der Deutsche Gewerkschaftsbund, sein 8. Europäisches Gespräch durch. Wie jedes Jahr, so zeigen die Ruhrfestspiele 1959 eine Kunstausstellung: „Die Handschrift des Künstlers. Meisterwerke der Malerei und Plastik von Leonardo bis Kandinsky.“ Endlich werden die Ruhrfestspiele nun ihr eigenes Haus bekommen. Im März wurde ein „Kuratorium des Vereins der Freunde der Ruhrfestspiele“ gegründet. Die ersten Geldspenden wurden dem Kuratorium von der Bergbau AG Ewald-König Ludwig und der Gewerkschaft des Steinkohlenbergwerks Haus Aden in Recklinghausen überwiesen, den gleichen Belegschaften also, die 1947 die Ruhrfestspiele entstehen ließen. Man erkennt daran, welch' ureigenstes Anliegen den Arbeitnehmern ihre Festspiele sind! Sie finden immer wieder Wege, die bekanntesten europäischen Künstler und Wissenschaftler nach Recklinghausen zu locken. Unsere besten Schauspieler stehen im Kohlenpott auf den weltbedeutenden Brettern. Dieses Jahr sind es, um nur einige zu nennen, Ida Krottendorf, Klaus Jürgen Wussow, Annemarie Düringer, Maria Wimmer, Otto Rouvel, Wolfgang Arps.



Pegasus trabt in den Ruhm

Schon zu alten Zeiten klagten die Dichter, wie wenig gut es ihnen im Vergleich zu den Händlern und Handwerkern gehe, und wie man sie um den gerechten Lohn prelle. Es hatte nicht jeder wie Pietro Aretino, einer der schärfsten Spötter seiner Zeit, das Zeug dazu, sich durch mehr oder weniger gewagte Erpressungen ein Leben in Luxus und Wohlstand zu schaffen, oder sich wie Molière ins Wohlwollen seines Königs einzuschmeicheln, von dessen Gunst sich's ganz gut leben ließ, und nicht alle waren gelegentlich so glückliche Spekulanten wie Voltaire.

Hunderte, Tausende hervorragender Schriftsteller, Dutzende großer Dichter haben gehungert, waren verzweifelt, verfluchten den kaufmännischen Geist, der sie um alles betrog, weil sie ihn nicht besaßen. Es blieb ihnen oft nichts anderes übrig, als einen Nebenberuf zu ergreifen, um ihre Gedanken in Taten umzusetzen, um ihre Werke überhaupt schreiben zu können.

Beaumarchais, der Verfasser von „Figaros Hochzeit“, spekulierte zeitweilig in Holz; Balzac, das Arbeitsgenie, der vom Schaffenstrieb besessene, von Schuldern gehetzte, von tausend Ideen bedrängte Romandichter, war stets von geschäftlichen Plänen ausgefüllt, von einer Buchdruckerei angefangen bis zur Ausbeutung russischer Silberbergwerke.

Gottfried Keller war Stadtschreiber in Zürich, Schiller lebte von einer Professur in Jena, Lessing war Bibliothekar, Justinus Kerner war Arzt in Weinsberg, und selbst Goethe hätte die ersten Jahrzehnte nicht von den Einnahmen aus seinen Werken leben können, hätte er nicht die zahlreichen Ämter am Weimarer Hofe gehabt. Und wenn die meisten dieser Posten und Ämter auch keine Reichtümer einbrachten, so schützten sie doch vor den schlimmsten Sorgen.

Auf mannigfachen Umwegen sind viele zu ihrer wahren Berufung gekommen. Frank Wedekind arbeitete in jungen Jahren in der Reklameabteilung der Suppenwürzefabrik Maggi. Gerhard Hauptmann begann als Bildhauer in Rom. Detlev von Liliencron war Standesbeamter in Kellinghusen. Ernst Zahn war viele Jahrzehnte lang Gastwirt in seiner Schweizer Heimat. Viele Dichter kommen aus dem Lehrerstande: Hermann Stehr, Peter Rosegger, Arnold Ulitz, Georg von der Vring, Wiechert und Selma Lagerlöf. Selbst unter den Pastoren errang sich mancher den Dichterkranz, von ihnen wäre Gustav Frenssen zu nennen und Mörike nicht zu vergessen.

Eine ansehnliche Zahl hervorragender Dichter und Schriftsteller stellen die Ärzte: Hans Carossa, der Berliner Lyriker Gottfried Benn, der Rosendoktor vom Bodensee Ludwig Finckh. Der Augenarzt Jung-Stilling, Freund Goethes aus der Straßburger Studentenzeit, ging in die Literatur ein mit einer

unvergeßlich schönen Lebensbeschreibung; Carl Ludwig Schleich, der als erster die Lokalanästhesie, die örtliche Betäubung, anwendete, war ein Freund Strindbergs — unter seinen Büchern war „Besonnte Vergangenheit“ jahrzehntelang ein „Bestseller“. Manche Dichter waren einmal Apotheker gewesen, die bekanntesten unter ihnen dürften Ibsen und Theodor Fontane sein.

Die kleine und unvollständige Auswahl beweist natürlich alles oder nichts. Die Tiefgründigkeiten des dichterischen Könnens, das Problem oft mangelnder Geschäftstüchtigkeit beim künstlerisch schaffenden Menschen sollen hier nicht erörtert werden. Die Zusammenhänge zwischen Gelderwerb und Dichtung wären auf einen sehr realen Nenner zu bringen: der Autor will nicht nur schaffen und hervorbringen, er muß auch leben, er hat genau wie andere Familie und Verpflichtungen, denen er sich nicht entziehen kann noch will. Und darum sucht er zuweilen einen Brotberuf mit geregelterm Verdienst, um seine Berufung, sein Talent und Können nicht verkümmern zu lassen. Nicht immer kommen die großen Erfolge in der Jugend und noch seltener kommen sie mit der Fülle der angenehmen Begleiterscheinungen, mit dem Aufhören aller Sorgen, dafür mit Wohlstand und Glück in der Familie und im eigenen Hause. Bis dahin ist es oft ein dorniger Weg. Ein junger New Yorker Journalist brach eines Tages zusammen, er hatte sich überarbeitet. Drei Jahre lang lag er krank und konnte das Bett nicht verlassen. Dieser junge Wright las alle erreichbaren Kriminalromane und machte sich Gedanken darüber, warum sie so erfolgreich waren. Wright überlegte ganz logisch, schließlich dachte er sich einen neuen Typ eines Detektivs aus, eines klug kombinierenden Mannes, der nur durch die Kraft seines Geistes schwierige Fälle löst. Und bald nach seiner Genesung schrieb Wright unter dem Decknamen S. S. van Dine seinen ersten Kriminalroman „Murder Cases“, der schnell bekannt wurde. Und als er noch zwei solcher Romane geschrieben hatte, war der Erfolg da: hohe Auflagen, viele Übersetzungen, Verfilmungen und Bühnenbearbeitungen. In zweieinhalb Jahren wurde der Autor Millionär. Er selbst hat einmal geäußert: „Wäre ich nicht jahrelang so krank gewesen — dann wäre ich heute noch ein schlechtbezahlter Zeitungsschreiber!“

Die Geschichte der Literatur und all derer, die sie machen, ist bunter, abwechslungsreicher und kurioser als ein Roman. Dichterruhm kann man auch nach dem Posteingang messen, sagten vor 40 Jahren Verleger. Gabriele d'Annunzio, der zu den umstrittensten, aber auch meistbeachteten Dichtern seiner Zeit gehört hat, verfügte über einen ungewöhnlich großen Eingang von Postsendungen. Sein Privatsekretär

Antongini hat ausgerechnet, daß der Dichter im Laufe seines Lebens mindestens 500 000 Telegramme, 1 500 000 Briefe, 45 000 Pakete, 250 000 Postkarten und mehr als 3 Millionen Bücher, Zeitschriften und Manuskripte erhalten hat.

Eine nicht alltägliche Form der Ehrung und des Ruhms: der Schriftsteller Ben Lucien Burman, in der Mississippi-Landschaft geboren, hat in zahlreichen weitverbreiteten Büchern das Hohelied des großen Stromes und seiner Menschen gesungen. Ihm zu Ehren heißt der Leuchtturm von Batton Rouge heute offiziell „Ben Burman Light“. Ähnliche Ehrungen erfuhr Margaret Mitchell, deren Roman „Vom Winde verweht“ ihre Heimat in den Vordergrund des allgemeinen Interesses gerückt hatte.

Wie viel anders liest sich die Geschichte des „Lieblings der Jugend“: Am 25. Februar 1842 wurde in Hohenstein-Ernstthal ein armer Weberjunge geboren, der in seiner Jugend nichts kannte als Elend, Hunger und Sorge. Mehrere Jahre lang war er sogar blind, wurde nach vielen Mühen Leh-

rer, kam wegen einer Kleinigkeit ins Gefängnis, schrieb zahlreiche Bücher, reiste nur wenig und wurde in einem pompösen Grabmal in Radebeul beigesetzt. Er ist bis heute Freund der jugendlichen Bücherschmöcker geblieben; seine Bücher haben seit 70 Jahren Riesenerfolge. Und er war ein wirklich populärer Volksschriftsteller ... dieser Karl May!

Und nun noch eine kleine Pegasus-Geschichte, die bei aller Merkwürdigkeit auch ein Körnchen von Erfolg und Ruhm in sich birgt: Da war die Verfasserin des Romanes „Gefährlicher Liebespfad“, der in einer Wochenzeitschrift in New Orleans erscheint, an Altersschwäche gestorben, noch ehe der Fortsetzungsroman sein Ende gefunden hatte. Die Leser drangen auf Fortsetzung durch einen anderen Autor, denn sie hatten sich an den packenden Roman so sehr gewöhnt, daß sie keinen anderen haben wollten. Der Roman läuft in Fortsetzungen seit dem Jahre 1915, also seit über 36 Jahren! Wenn das auch unüberbietbar sein dürfte ... so ist es doch ein Stückchen Geschichte der großen Erfolge!

ALLE MENSCHEN SIND EHRLICH —

aber es gibt zwei verschiedene Sorten

Es war allerdings schon vor Weihnachten: geht da ein müder Hilfsarbeiter von der Spätschicht nach Hause. In der Tasche knistert die Lohntüte. Sie ist ganz schön schwer. Der Mann denkt an die Geschenke, die er seinem Kind und seiner Frau auf den Tisch legen will, als er an der Stempeluhr auf ein Stück Papier tritt und es unwillig mit dem Fuß weiterschiebt. Dieses Papier stört ihn in seinen Überlegungen. Eigenartigerweise flattert es nicht wie ein gewöhnlicher Fetzen. Als sich seinem Fuß gar Widerstand entgegengesetzt, bückt sich der Mann neugierig und hebt eine Lohntüte auf.

Der müde Spätschichtler wird munter. Eilends gibt er die Lohntüte beim Pförtner ab. 606 Deutsche Mark sind drin. Sie gehören einem Vorarbeiter, der sie noch in dieser Nacht wieder in Händen hält. Zwei Stunden — aus dem Abend wurde Nacht — hatte er nach dem Gelde geschlafen. Jetzt kann er beruhigt schlafen.

Peter Thelen, der ehrliche Finder, bekam vom Verlierer Finderlohn. Die Geschäftsleitung machte ihm

ein größeres Geschenk — als Anerkennung für seine Ehrlichkeit. Ein Einzelfall, der prämiert werden mußte? Nein, kein Einzelfall! Oft, sehr oft, werden Fundgegenstände abgegeben, auch Geld ist dabei. Allerdings waren die 606 Mark die bisher höchste verloren gegangene und wiedergefundene Summe. Darum ist es verständlich, daß die Geschäftsleitung „danke“ sagt und die Werkmitteilungen darüber berichten.

Da ist eine Frau im Betrieb, die schon zweimal ihre Lohntüte verloren und von ehrlichen Findern wiedererhalten hat. Ob sie ihr Geld ein drittes Mal verlieren und wiederfinden wird? Diesen Versuch sollte sie, sollten wir alle, nicht wagen, sondern an Lohntagen eher zu vorsichtig sein als nachher das Nachsehen zu haben.

Alle Menschen sind ehrlich, aber es gibt zwei verschiedene Sorten: die einen sind es in jedem Fall, was auch an sie herangetragen werden mag, die anderen sind ebenfalls ehrlich, aber wenn eine Versuchung lockt, werden sie schwach. Vor dieser Schwäche sollte man sie bewahren.

Hans Wächter

NEUES VOM BÜCHERMARKT

Thilo Koch: **Berliner Luftballons.** — 1959, München: Albert Langen — Georg Müller. — 93 S., DM 5.80

Die Meister der kleinen Form sind gegenwärtig in Deutschland überaus dünn gesät. Darum freut man sich doppelt, wenn einem einer über den Weg läuft. Thilo Koch, mit seinem Berliner Feuilleton jedem NDR-Hörer wohlbekannt, leugnet auch als Schriftsteller nicht, daß er vom Funk kommt. Dies ist geradezu als Vorteil zu werten: Koch ist ein unbestechlicher, scharfäugiger, schnell reagierender Beobachter, der in impressionistischer Manier scheinbar mühelos Tupfen setzt, die ein erstaunlich klares Bild des unpathetischen Berliners geben.

Margery Sharp: **Das Auge der Liebe.** — 1959, Hamburg: Claassen Verlag. — 267 S., DM 14.80

Margery Sharp, dafür bekannt, daß sie mit Grazie in Wespennester sticht, hat sich hier die Onkelehe vorgenommen. Während eine Deutsche ein entrüstetes und leidendes Gesicht aufgesetzt hätte, plaudert diese charmante junge Engländerin frisch darauf los und betrachtet mit einem „Auge der Liebe“ diese Misere. Sie entdeckt mit bewährter Sicherheit komische Seiten im Leben ihrer Helden und bringt — oh Schreck — ein Waisenkind in das Sündenbabel. Das Kind jedoch nimmt keinen Schaden an seiner Seele. Es entwickelt sich im Gegenteil prächtig und zeichnet kubistisch wie andere Leute im Gartenlaubensstil. Und doch, oder gerade, es ist kein Nur-Unterhaltungsbuch, es ist kein Schmutz und es ist kein Roman, der gesellschaftliche Mißstände aufzeigt — aber er weint mitunter leise und regt sehr zum Nachdenken an.

Sara Seale: **Ein Herz erwacht.** — 1958, Bern: Alfred Scherz Verlag. — 266 S., DM 12.80

Nach dem Tode der Eltern ist die 18jährige Sara Hausherrin des Gutshauses. Die geringen Einnahmen reichen weder zum Leben, noch können notwendige Reparaturen bestritten werden. Das Mädchen beschließt darum, einige Zimmer zu vermieten. Es meldet sich ein Pianist, der seine Hände verletzte und nicht mehr spielen kann und hier in Ruhe ein Buch über Klaviermusik schreiben will. Mit psychologischem Geschick zeigt die bekannte Autorin, wie Sara, ihre verkalkte Schwester und die gutmütige Tante Emma auf den Gast reagieren. Natürlich spinnen sich zarte Fäden zwischen den beiden Hauptakteuren. Ein Buch, das besonders Frauen Freude machen wird.



Ernst Lipfert

zuletzt im Rohrwerk
inzwischen pensioniert
Eintrittsdatum: 19. 12. 18



Hermann David

zuletzt Meister in Reisholz
inzwischen pensioniert
Eintrittsdatum: 17. 1. 19



Wilhelm Junkermann

im Rohrwerk
Eintrittsdatum: 8. 3. 19

UNSERE JUBILARE



Jakob Fremmer

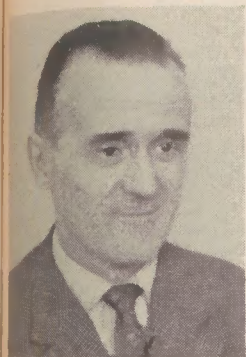
Meister in Reisholz
Eintrittsdatum: 26. 2. 19



Hermann Pinger

im Rohrwerk
Eintrittsdatum: 11. 3. 19

25 jähriges Jubiläum



Wilhelm Mellinghoff
Vorarbeiter (Reisholz)
Eintrittsdatum: 4. 2. 27



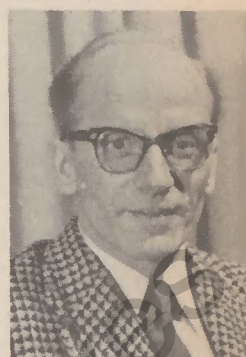
Karl Bigalski
Schlosser (Oberbilk)
Eintrittsdatum: 18. 1. 34



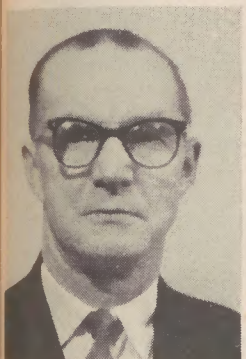
Konrad Kloewig
zuletzt im Rohrwerk
inzwischen pensioniert
Eintrittsdatum: 30. 1. 34



Wilh. Kazmierczak
Dreher (Oberbilk)
Eintrittsdatum: 1. 2. 34



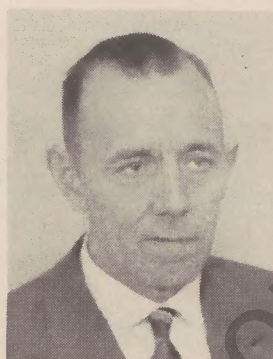
Josef Laitsch
Schlosser (Oberbilk)
Eintrittsdatum: 11. 2. 34



Jakob Stutzke
im Rohrwerk
Eintrittsdatum: 14. 2. 34



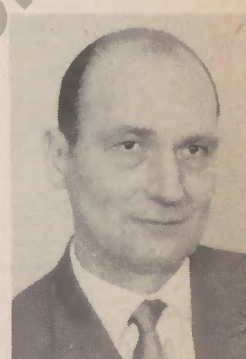
Peter Kreer
im Rohrwerk
Eintrittsdatum: 19. 2. 34



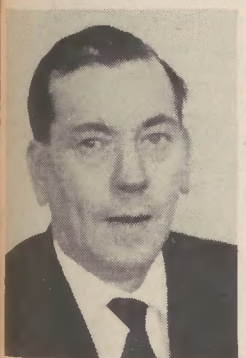
Karl Strohn
Elektriker (Reisholz)
Eintrittsdatum: 26. 2. 34



Heinz Bernhardi
im Rohrwerk
Eintrittsdatum: 9. 3. 34



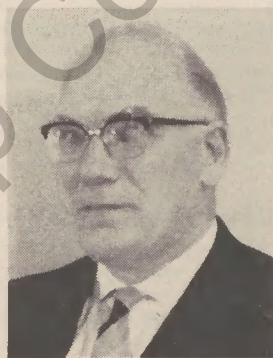
Fritz Figge
im Rohrwerk
Eintrittsdatum: 9. 3. 34



Heinrich Kuffrath
Vorarbeiter (Reisholz)
Eintrittsdatum: 9. 3. 34



Wilhelm Rulewski
im Rohrwerk
Eintrittsdatum: 10. 3. 34



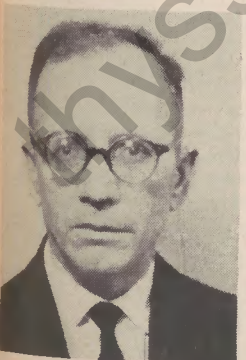
Herbert Schwarz
Vorarbeiter (Reisholz)
Eintrittsdatum: 10. 3. 34



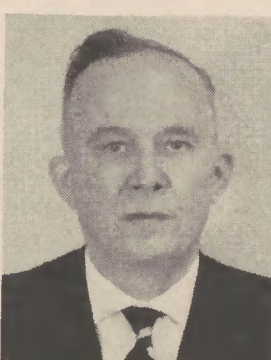
Peter Stelzmann
Ankerwickler (Reisholz)
Eintrittsdatum: 13. 3. 34



Paul Dolata
Schlosser (Oberbilk)
Eintrittsdatum: 15. 3. 34



Karl Schmidt
Anhängler (Reisholz)
Eintrittsdatum: 22. 3. 34



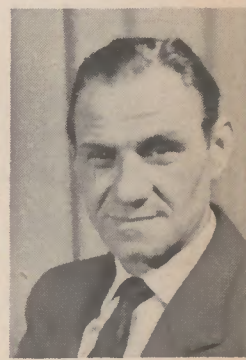
Heinrich Lammert
Dreher (Reisholz)
Eintrittsdatum: 22. 3. 34



Sebastian Dreher
Werkzeugausgeber (Reish.)
Eintrittsdatum: 24. 3. 34



Josef Meurer
Angestellter (Reisholz)
Eintrittsdatum: 27. 3. 34



Jakob Scheffels
Hohlbohrer (Oberbilk)
Eintrittsdatum: 27. 3. 34

Wirtschaft-teelöffelweise



Das Kilowatt, ein billiger Diener

1 KW Strom kostet im modernen Haushalt im Durchschnitt 8 Pfennig, einschließlich Grundgebühr. Was für eine Leistung bietet ein KW in unserem täglichen Leben? Die Antwort finden wir in einer belgischen Tageszeitung („Vers l'Avenir“), ihre Berechnungen führen wir nachstehend auf.

Im Wohnzimmer:

eine 60-Watt-Birne brennt 16 Stunden 30 Minuten;
das Radio bleibt 22 Stunden in Betrieb;
der Fernsehapparat funktioniert 6 Stunden lang;
der Plattenspieler läuft 20 Stunden;
ein Tonbandgerät spielt 110 Stunden;
der Staubsauger reinigt 4 Stunden lang;
und wenn Sie eine elektrische Nähmaschine haben, so können Sie sich ihrer 15 Stunden mit 1 KW Strom bedienen.

In der Küche:

eine Kaffeemühle mahlt den Kaffee für vier Personen ein ganzes Jahr hindurch;
der Toaster bereitet 90 bis 110 Toasts zu;
der Mixer zerquetscht 120 Apfelsinen oder Zitronen;
die elektrische Bratpfanne bratet 43 Steaks oder 28 Koteletts;
der elektrische Herd kocht ein Essen für vier Personen;
die Waschmaschine säubert 80 kg Wäsche;
ein Bügeleisen funktioniert zwei Stunden lang.

Im Badezimmer:

der elektrische Rasierapparat ermöglicht das Rasieren 2 Jahre lang;
die Höhensonne ersetzt die Sonne je nach ihrer Intensität 2 bis 5 Stunden;
der Heizstrahler heizt 1 Stunde;
der Boiler erhitzt 10 l Wasser zu 85 Grad.

Wasserwerke testen Fernseherfolg

Immer nach den abendlichen Unterhaltungssendungen des Niederländischen Fernsehens verzeichnen die Wasserwerke einen plötzlichen Anstieg im Wasserverbrauch. Die Ursache dafür ist ziemlich prosaischer Natur: die meisten Frauen warten mit dem Geschirrspülen den Schluß der Fernsehsendung ab. Wasserwerke und Fernsehen haben inzwischen eine Vereinbarung getroffen: sie werden fünf Minuten vor Sendeschluß angerufen, damit die zusätzlichen Wasserpumpen in Betrieb gesetzt werden können. Die Wasserwerke messen dann die Verbrauchsspitze. Lag sie hoch, dann war es eine interessante Sendung. Blieb sie klein, dann hatten die Hausfrauen das Geschirrspülen dem Fernsehen vorgezogen.

Bundesrepublik und Niederlande gegenseitig beste Kunden

Die Bundesrepublik war im vergangenen Jahr wiederum der beste Kunde der Niederlande. Sie bezog aus Holland Waren im Werte von 2,3 Milliarden Gulden (etwa 2,6 Mrd. DM). Aber auch die Niederlande blieben, wie das Statistische Amt in Den Haag bekanntgab, mit einer Einfuhrzahl von 2,7 Mrd. Gulden (rund 3 Mrd. DM) der beste Abnehmer der Bundesrepublik.

Im Welthandel an dritter Position

Mit einem Umsatz-Volumen (Einfuhr und Ausfuhr) von 67 Mrd. DM stand die Bundesrepublik 1957 im Welthandel an dritter Stelle. Über den Anteil der wichtigsten Länder gibt die nachstehende Aufstellung einen kleinen Überblick:

	Anteilsatz im Gesamtvolumen
USA	15,9 %
Groß-Britannien	9,6 %
Bundesrepublik Deutschland	7,6 %
Frankreich	5,3 %
Kanada	5,2 %
UdSSR	3,4 %
Niederlande	3,4 %
Japan	3,2 %
Belgien-Luxemburg	3,1 %
Italien	2,9 %
Schweden	2,2 %
Indien	1,7 %

Deutscher Industrieumsatz 1958

Den Gesamtumsatz der Industrie im Jahre 1958 schätzt das Statistische Bundesamt auf rund 205 Milliarden DM gegenüber 199,6 Milliarden DM 1957.

Wichtiges mit wenig Worten

Nachdem Direktor Zimpel zum 28. Februar 1959 aus Gesundheitsrücksichten in den Ruhestand getreten ist, hat der Aufsichtsrat unserer Gesellschaft in seiner Sitzung am 7. März 1959

Oberingenieur

Fritz Goedecke

rückwirkend ab 1. März 1959 als technischen Direktor in die Geschäftsführung berufen.

Aus der Personalabteilung

Ernannt wurden

Walter Funk ab 1. 11. 58 zum Betriebsassistenten der Elektrischen Werkstatt innerhalb der Erhaltungsbetriebe Reisholz.

Valentin Belz ab 1. 1. 59 zum Meister der Rohradjustage III innerhalb der Betriebsabteilungen Rohrwerk.

Obering. **Heinrich Petersen** ab 1. 3. 59 zum Betriebsdirektor der Abteilung Neubau in Planung und Baudurchführung für Reisholz und Oberbilk und Konstruktionsbüro Neubau.

Obering. **Erich Olmesdahl** ab 1. 3. 59 zum Betriebsdirektor des Rohrwerkes (Warm- und Kaltbetriebe). **Dr. Walter Boettcher** wurde als sein Vertreter bestellt.

Dipl.-Ing. **Werner Samtleben** ab 1. 3. 59 zum Obering. und Betriebschef für alle Oberbilk Betriebsabteilungen (außer Martinwerk, Versuchsanstalt und kaufm. Verwaltung).

Dipl.-Ing. **Gerhard Schulte** ab 1. 3. 59 zum Betriebsleiter des Walzwerkes innerhalb der Betriebsabteilungen Rohrwerk.

Otto Bender ab 1. 3. 59 zum Meister der Glüherei innerhalb der Fertigungs- und Erhaltungsbetriebe Oberbilk.

Ing. **Heinz Günter Boddenberg** ab 1. 4. 59 zum Betriebsassistenten für die mechanischen Bearbeitungswerkstätten innerhalb der Fertigungs- und Erhaltungsbetriebe Oberbilk.

In Reisholz und Oberbilk wurde gewählt

Am 15. und 16. April wählten die Arbeiter und Angestellten in Reisholz in einem gemeinsamen Persönlichkeits-Wahlgang ihren neuen Betriebsrat:

Heinrich vom Bover
Josef Bauer
Hubert Loll
Egon Schütt
Walter Abromowitz
Wilhelm Fremmer
Johann Hartmann
Egon Geiß
Johann Esser
Luise Erlinghagen

Heinrich Fehr
 Franz Hesels jr.
 Heinz Irsen
 Josef Ridlewsky
 Hans Kirchesch

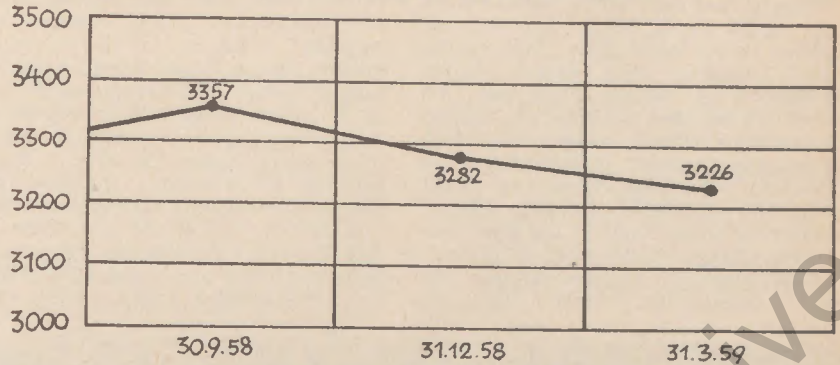
Das Oberbilkler Stahlwerk wählte am 17. April. Dem neuen Betriebsrat gehören an:

Ernst Stolzenberg
 Friedrich Zoernack
 Friedrich Marschall
 Hans Lemke
 Willi Dening
 Günter Huppert
 Karl Lüder
 Albert Meyerhöfer
 Werner Neuhoß
 Willi Eifer
 Emil Nienhaus
 Gustav Ilgen
 Kurt Fischer

Die personelle Zusammensetzung der Ausschüsse war bei Redaktionsschluß noch nicht bekannt. Eine Mitteilung darüber folgt in der nächsten Nummer der Werkmitteilungen.

Zahl der Beschäftigten unseres Werkes

Lohnempfänger einschließlich gewerbliche Lehrlinge



Zugang vom 1. 1. bis 31. 3. 1959

= 135 Arbeiter

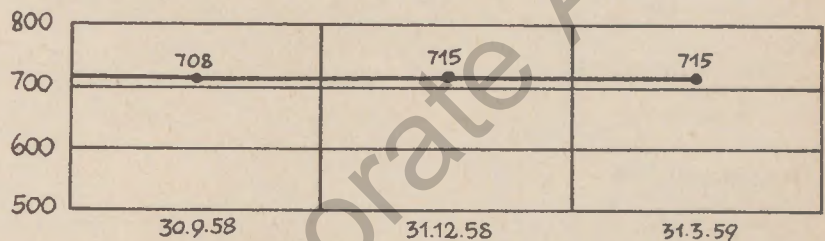
Abgang vom 1. 1. bis 31. 3. 1959

= 191 Arbeiter

effektiver Abgang

56 Arbeiter

Angestellte einschließlich kaufmännische Lehrlinge



Zugang vom 1. 1. bis 31. 3. 1959

= 23 Angestellte

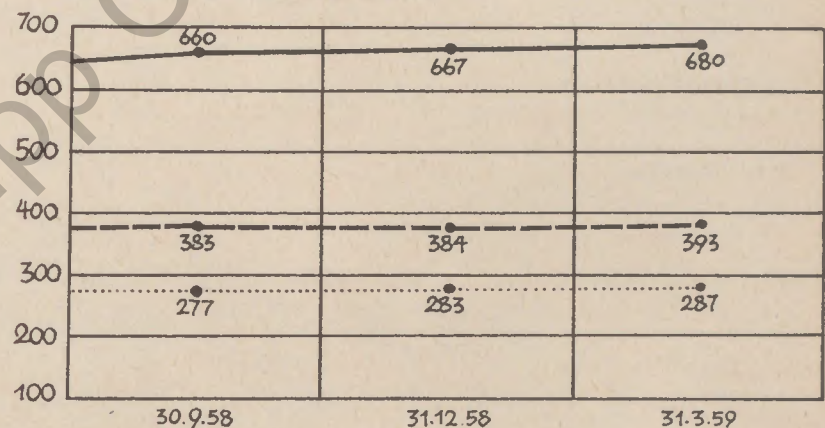
Abgang vom 1. 1. bis 31. 3. 1959

= 23 Angestellte

effektiver Zu- bzw. Abgang

— Angestellte

Pensionäre und Pensionärswitwen



gesamt:

Pesionäre:

Pensionärswitwen:

Zugang vom 1. 1. bis 31. 3. 1959

22
 (16 Pensionäre
 6 Pens.-Ww.)

Abgang vom 1. 1. bis 31. 3. 1959

9
 (7 Pensionäre
 2 Pens.-Ww.)

Wir begrüßen alle, die als Mitarbeiter neu zu uns gekommen sind.

Unser Bitte an alle anderen: Hilft den neuen Kollegen, sich in der ihnen zunächst noch fremden Umgebung schnell zu rechtzufinden.

Neues vom



Prämiierte Verbesserungsvorschläge

„Druckprobe von Rohrschlangen und Haarnadelrohren für die Unterwasserdruckprobe durch Hochdruckpreßluft“

Reisholz DM 160.—

„Feinmeßgerät zur Kontrolle von Mikrometerschrauben“

Reisholz

1 Buch oder ein Paar Sicherheitsschuhe

„Erreichung erhöhter Betriebssicherheit bei der Gasdruck- und Verbrauchsregelung in Störungsfällen“

Oberbilk DM 80.—

„Überlastungssicherung am Drehkran OHW“

Oberbilk DM 130.—

Hinterachse und Lenker mit Draht gehalten

Es ist kein verspäteter Aprilscherz — dafür ist die Sache zu ernst — es ist leider Tatsache: In einem großen bundesdeutschen Werk wurde bei einer überraschenden Verkehrskontrolle ein Motorrad entdeckt, bei dem Hinterachse und Lenker mit — Draht befestigt waren. Erstaunlich, daß der Fahrer mit diesem Fahrzeug überhaupt seinen Arbeitsplatz erreicht hat!

Wenn es auch bei uns nicht so schlimm ist, ein hochmütiges Lächeln steht uns auf keinen Fall zu: Am ersten Tag der Verkehrssicherheitstage, dieses Jahr war es der 4. Mai, schauen sich Polizisten die Fahrzeuge der Betriebsangehörigen an. Sie verteilen keine Strafmandate, sondern freundliche Winke. Was die Polizei jedoch zu sehen kriegt,

ist wenig erfreulich. Manchem braven Mann zuckt der Bleistift neben dem Protokollbuch. Aber er darf nicht. Also, ein klein wenig hilft sie schon, die Hilfestellung der Polizei, aber viel leider nicht. Dabei sollte man meinen, jedem seien Gesundheit und Arbeitskraft kostbar. Und warum tragen eigentlich die meisten Motorrad- und -roller fahrenden Betriebsangehörigen keinen Helm? Die Berufsgenossenschaften haben statistisch errechnet, daß der Schutzhelm seinen Namen zu Recht trägt und den Träger tatsächlich schützt. Jeder weiß, daß bei zahlreichen Verkehrsunfällen Rad- und Motorradfahrer verletzt werden. Tragen sie einen Schutzhelm, kommen sie mei-

stens mit dem Leben davon. Lohnt sich das etwa nicht?

Das Manuskript

für Beiträge, die in den Werkmitteilungen erscheinen sollen, erbitten wir **zweifach**, wenn es mit der Maschine geschrieben ist. Dieser schon zu wiederholten Malen ausgesprochene Wunsch gerät anscheinend immer wieder in Vergessenheit. Das zweite Exemplar erlaubt es uns nämlich, an der Werkzeitung zu arbeiten, während das Original noch beim Redaktionsausschuß umläuft. Die Erfüllung der Bitte ist also bei der Vorbereitung des jeweils nächsten Heftes eine unmittelbare Hilfe, die sehr dankbar angenommen wird.

Das Deutsche Jugendherbergswerk hat Geburtstag

Am 31. Mai feierte das Deutsche Jugendherbergswerk in der ersten ständigen Jugendherberge der Welt, der Burg Altena, seinen 50. Geburtstag. Der Gedanke, daß die wandernde Jugend eine preiswerte Bleibe haben müsse, stammt von dem Volksschullehrer Richard Schirrmann. Nachdem das Wandern bald danach unmodern geworden war, ist man dabei, es heute wiederzuentdecken. Es ist ein gewichtiges Gegengewicht gegen die Unrast, Industrialisierung und Motorisierung unserer Tage.

Im Sommer wartet auf das DJH wieder ein großes Ereignis: Auf der Burg Ehrenbreitstein in Koblenz findet das Weltjugendtreffen des Internationalen Jugendherbergswerks statt. Da das DJH nun doppelt belastet ist, wandte es sich hilfesuchend an die Bundeswehr. Die tüchtigen Handwerker des Standorts Koblenz werden also eine Tribüne für zweitausend Menschen und ein Großzelt aufbauen. Für das Treffen selbst, vom 12. bis 16. August, stellen sie eine Gulaschkanone bereit.

Blumen auf der Wiese

Auf der Wiese blühen Blumen. Darüber freuen sich alle Leute, die daran vorbeigehen. Wenn die Blumen vorm Werktor blühen, dann ist das besonders schön, weil die Arbeit nicht immer schön ist.

Die Wiese vorm Werktor liegt in Reisholz. Bänke stehen da und Bäume. Müde Männer essen ihr Frühstücksbrot und lesen Zeitung. Tief atmen sie die Luft ein, die nach Blumen und Blüten riecht und nicht nach Feuer, Qualm und Maschinenöl.

Leider blühen keine Blumen auf unserer Wiese, nicht einmal Gänseblümchen ... Das liest sich nur so nett. Auf unserer Wiese liegt Brot, Frühstücksbrot, dickes weißes gutes Brot. Vielleicht haben es Kinder hingeworfen, vielleicht waren es Erwachsene, denen das Tragen lästig war und die „Besseres“ zu essen hatten, Kuchen oder Schokolade. Aber in Indien verhungert jedes dritte Kind. ul

Durch den Tod gingen von uns:

Peter Elfes

Pensionär
früher Rohrrevisor

12. 11. 58 Werk Reisholz

Josef Wipperfürth

Pensionär
früher Wächter

26. 11. 58 Werk Oberbilk

Franz Seifried

Pensionär
früher Rohrzieher in der Abtg. Werkschutz

27. 11. 58 Werk Reisholz

Johann Erkelenz

Pensionär
früher im Martinwerk

30. 11. 58 Werk Oberbilk

Franz Angenendt

Pensionär
früher Rohrrevisor

19. 12. 58 Werk Reisholz

Leonhard Gatzen

Rohrrevisor i. d. Rohradjustage II

29. 12. 58 Werk Reisholz

Otto Scheffel

Pensionär
früher Vorarbeiter

29. 12. 58 Werk Oberbilk

Alfred Schreiber

Werkzeugschlosser i. d. Werkzeugmacherei

24. 1. 59 Werk Oberbilk

Friedrich Hartzmann

Pensionär
früher Rohrzieher

1. 2. 59 Werk Reisholz

Ernst Längen

vom Rangier- und Platzbetrieb

15. 2. 59 Werk Oberbilk

Fritz Schulte

Pensionär
zuletzt Dreher

23. 2. 59 Werk Oberbilk

Otto Rudolph

Pensionär
zuletzt Rohrrevisor

24. 2. 59 Werk Reisholz

Heinrich Schwidden

Pensionär
zuletzt Vorarbeiter

9. 3. 59 Werk Reisholz

Herausgeber: Stahl- und Röhrenwerk
Reisholz GmbH.

Düsseldorf-Reisholz

Verantwortlich: Direktor August Best

Erscheinungsweise: in zwangloser Folge

Druck: Aussaat-Verlag GmbH,
Wuppertal

Grafik: Karl Busch, Wuppertal

Vertrieb: Postversand im Verlags-
stückverfahren

Die WERKMITTEILUNGEN dienen der fachlichen Unterrichtung und Unterhaltung der Betriebsangehörigen und werden kostenlos abgegeben.

Diejenigen Artikel, die mit dem Namen des Verfassers oder mit seinen Initialen gezeichnet sind, stellen die persönliche Meinung des Autors dar und nicht unbedingt die des Redaktionsausschusses bzw. der Werkleitung. Bildnachweis: Alle Fotos, soweit nicht anders vermerkt, Werkaufnahmen.

Arry vom Fleitmanns Wäldchen

Trotz seines vornehmen Namens ist Arry ein tüchtiger Arbeiter, der nachts brav neben seinem Herrn auf dem Schießgelände und durch die Siedlung in Reisholz trabt. Er wurde im Hundezuchtverein ausgebildet und muß wie ein armer geplagter Mensch immer weiter lernen. Unsere unbewaffneten Wächter sind dankbar, daß sie Arry haben. Auf dem dunklen Schießgelände trieben sich nachts mitunter ebenso dunkle Gestalten herum.

Arry wurde am 29. November 1957 geboren. Ein Mensch wäre in diesem Alter noch ein Baby. Das Alter von Arry entspricht aber dem eines jungen Mannes von ungefähr sechzehn Lenzen. Er ist kräftig, gepflegt und manches Mal auch ein bißchen verspielt und albern. Sein Urgroßvater war der „sagenumwobene“ Lex von Preußenblut, für den die Vanderbilt-Erbin 35 000 US-Dollar auf den Tisch legte. Aber davon weiß Arry nichts. Er ist ein schlichtes und einfaches Gemüt. Wenn es nach ihm ginge, wäre er mit allen Kindern gut Freund. Aber es geht nicht nach ihm. Er soll die Wächter schützen und nicht mit den Kindern spielen. Übrigens wäre Arry für eine Großstadtwohnung ohnehin zu groß. In Reisholz hat er Auslauf, einen modernen Zwinger und wird regelmäßig gekämmt und gebürstet. Sein Fell glänzt wie Seide. Wenn Kinder seine Herren wären — ob sie immer für ihn Zeit hätten? Arry braucht wie jeder Hund (und Mensch) Ordnung, damit er selbst ordentlich wird und auf Ordnung hält. Aber er wird nicht nur erzogen, er empfängt auch Zutrauen und Liebe. Peter Greis hütet ihn wie seinen Augapfel, ist ihm Freund und Lehrer. Eine Kette gibt es nicht; denn der Arger eines gefesselten Tieres macht es zu einem bösen Tier, vor dem sie alle Angst haben.

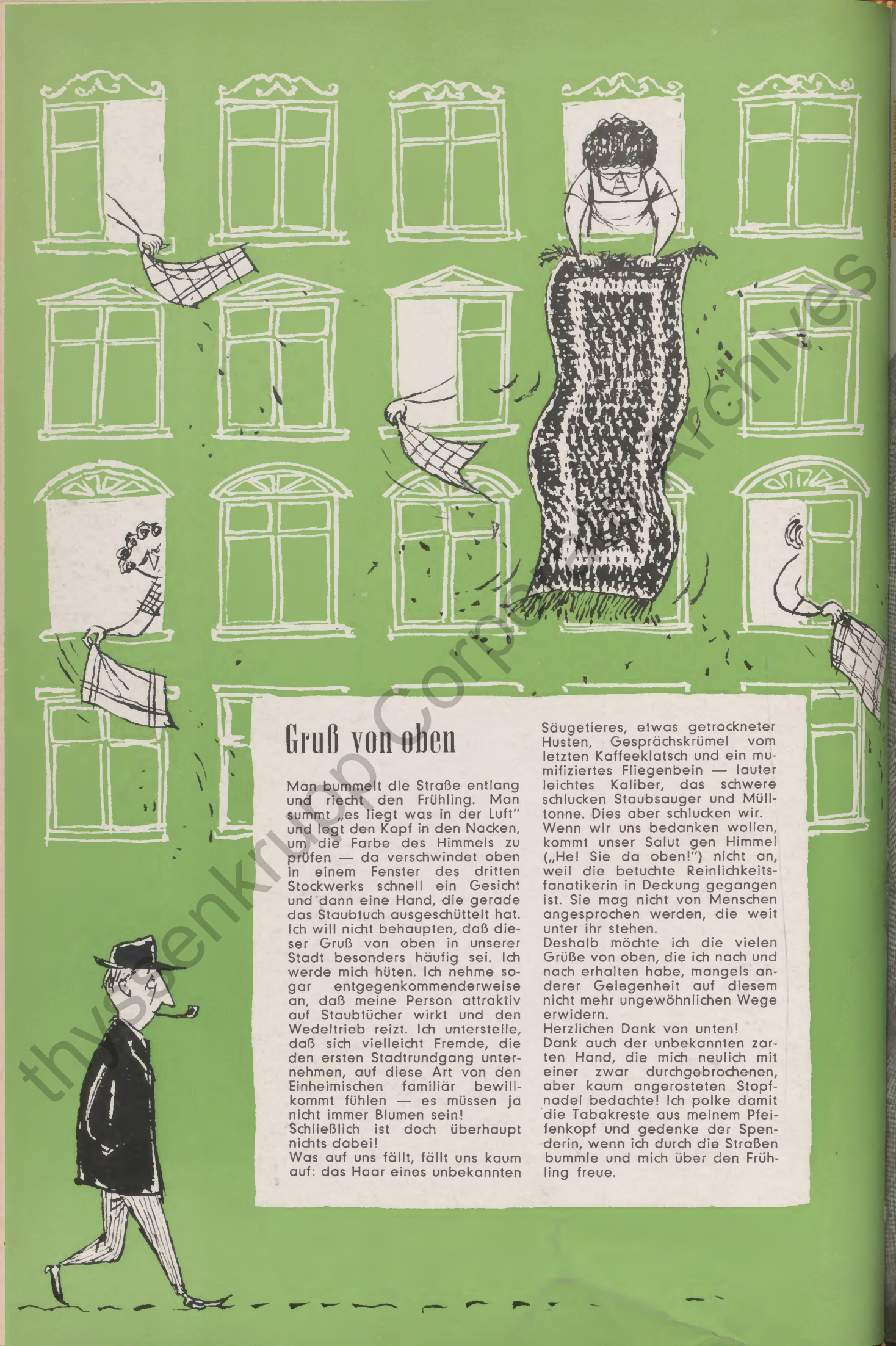
Unser Arry ist nicht böse, er ist pflichtbewußt und stolz auf die Hilfe, die er dem Hundeführer sein darf. Richtig geführte Tiere freuen sich wie ein Mensch über ihre Arbeit. Die Anzahl der Luxus-Hunde ist wohl in den letzten Jahren erstaunlich in die Höhe geklettert; dennoch gibt es mehr Arbeitshunde als gemeinhin angenommen wird. All' die prachtvollen Dackel und Vorsteherhunde, die anscheinend nichts weiter treiben, als mit dem Förster im Wald spazierenzugehen, sind schließlich Arbeitshunde. Der Blindenhund

allerdings kommt mit dem rasanten Großstadtverkehr nicht mehr zurecht und steht auf dem Aussterbe-Etat.

Haben Sie sich schon einmal überlegt, was so ein großes Tier verspeist? Die Hausfrau braucht einen dreimal so umfangreichen Fleischtopf wie für ihre drei Menschenesser. Darum kaufen sich die Hundeliebhaber in der Stadt

ausschließlich kleine Hunde. Die fressen weniger und sind vor allen Dingen auch nicht so auf Feld, Wald und Garten angewiesen wie die großen. Ein Bernhardiner in der Etagenwohnung ist Tierquälerei. Große Hunde haben in der Stadt nur Lebensberechtigung, wenn sie arbeiten wie Arry vom Fleitmanns Wäldchen.





Gruß von oben

Man bummelt die Straße entlang und riecht den Frühling. Man summt „es liegt was in der Luft“ und legt den Kopf in den Nacken, um die Farbe des Himmels zu prüfen — da verschwindet oben in einem Fenster des dritten Stockwerks schnell ein Gesicht und dann eine Hand, die gerade das Staubtuch ausgeschüttelt hat. Ich will nicht behaupten, daß dieser Gruß von oben in unserer Stadt besonders häufig sei. Ich werde mich hüten. Ich nehme sogar entgegenkommenderweise an, daß meine Person attraktiv auf Staubtücher wirkt und den Wedeltrieb reizt. Ich unterstelle, daß sich vielleicht Fremde, die den ersten Stadtrundgang unternehmen, auf diese Art von den Einheimischen familiär bewillkommt fühlen — es müssen ja nicht immer Blumen sein! Schließlich ist doch überhaupt nichts dabei!

Was auf uns fällt, fällt uns kaum auf: das Haar eines unbekannten

Säugetieres, etwas getrockneter Husten, Gesprächskrümel vom letzten Kaffeeklatsch und ein mumifiziertes Fliegenbein — lauter leichtes Kaliber, das schwere schlucken Staubsauger und Mülltonne. Dies aber schlucken wir. Wenn wir uns bedanken wollen, kommt unser Salut gen Himmel („He! Sie da oben!“) nicht an, weil die betuchte Reinlichkeitsfanatikerin in Deckung gegangen ist. Sie mag nicht von Menschen angesprochen werden, die weit unter ihr stehen.

Deshalb möchte ich die vielen Grüße von oben, die ich nach und nach erhalten habe, mangels anderer Gelegenheit auf diesem nicht mehr ungewöhnlichen Wege erwidern.

Herzlichen Dank von unten! Dank auch der unbekannten zarten Hand, die mich neulich mit einer zwar durchgebrochenen, aber kaum angerosteten Stopfnadel bedachte! Ich polke damit die Tabakreste aus meinem Pfeifenkopf und gedenke der Spenderin, wenn ich durch die Straßen bummle und mich über den Frühling freue.